
Kritik der Praxis

Plädoyer für eine subjektivierungstheoretische Erweiterung der Praxistheorien

Thomas Alkemeyer, Nikolaus Buschmann und Matthias Michaeler

Praxistheorien richten sich gegen subjektivistische wie gegen objektivistische Erklärungen des Sozialen. Mit diesen Abgrenzungen ist das Anliegen verbunden, einen dritten Weg zwischen methodologischem Kollektivismus und methodologischem Individualismus zu finden: Eine „Praxeologisierung des Sozialen“ (Schmidt 2012, 28-50) soll empirisch aufzeigen, wie soziale Ordnungen im praktischen Zusammenspiel ontologisch verschiedener Teilnehmer erzeugt, aufrechterhalten und verändert werden. Dabei wird das Konzept des Subjekts bewusst ‚dünn‘ gehalten, ohne aber Subjektivität lediglich als Struktureffekt einer bereits bestehenden sozialen Ordnung zu begreifen. Mit ihrem starken Konzept von ‚Praxis‘ startet dieser Zugang also nicht bei einem intentionalen und autonomen Subjekt, das als prä-praktischer Ausgangspunkt von *agency* aufgefasst wird. Vielmehr gehen praxeologische Ansätze davon aus, dass Subjekte aus der Verwicklung von Körpern in soziale Praktiken entstehen.

Subjekt und Subjektivität verlieren so ihren Status als Basiskonzepte der Theorie und rücken als Teil der symbolisch-materiellen Kultur auf deren Gegenstandsseite: Es muss empirisch untersucht werden, was das Subjekt ist und welcher analytischer Gewinn mit diesem Begriff für die Selbstbeobachtung der Gesellschaft verbunden ist (Nassehi 2012). Das Subjekt existiert nicht länger im Singular, sondern ausschließlich im Plural in feldspezifischen „Subjektformen“ (Reckwitz 2006, 34-50): Seine soziale Existenz entfaltet sich performativ im praktischen Vollzug dieser Formen. Praxistheorien erklären das Entstehen sozialer Ordnungen also weder aus dem Zusammenspiel von intentionalen Handlungen autonomer Subjekte noch aus ‚dahinter‘ liegenden Strukturen oder Diskursen (Reckwitz 2003), sondern über die verkörperten Vollzüge von Praktiken, in denen eine soziale Ordnung zur Aufführung gebracht und somit konstituiert wird. Verkörperte Praktiken geraten so selbst als Medium von Bedeutung, Wissen und Intentionalität in den Blick,

in deren Vollzug Subjekte als Träger bestimmter Kompetenzen und Fähigkeiten überhaupt erst in Erscheinung treten.

Mit der Auflösung der „angebliche(n) Universalie des sich selbst reflektierenden Subjekts in historisch-spezifische Praxiskomplexe“ (Reckwitz 2003, 96) folgen Praxistheorien der Einsicht, dass die Annahme autonomer und kritischer Rationalität ihre Grenzen findet in der irreduziblen körperlichen und materiellen Vermittlung des Denkens und Handelns. Aber sie weichen einer Diskussion darüber aus, wie reflexive Kompetenzen und kritische Rationalität, die klassisch mit einem starken Begriff von Subjektivität verbunden sind, im Rahmen des eigenen Paradigmas produktiv neu verstanden werden können (vgl. die Einleitung in diesem Band). Ein solches produktives Neuverständnis von Subjektivität setzt eine Analytik voraus, die es gestattet, mit dem Subjektbegriff verknüpfte Fähigkeiten etwa zu Reflexion und Kritik in den Blick zu bringen, ohne hinter die Einsicht in die gesellschaftliche und geschichtliche Formbestimmtheit von Subjektivität zurückzufallen. Diese Analytik müsste das Augenmerk auf die soziale Gestaltung dieser Fähigkeiten richten.

Die Kritik an einer bestimmten Konzeption von Subjektivität schafft die mit diesem Begriff zur Disposition stehenden Fragen also nicht aus der Welt. Zu erläutern wäre vielmehr, wie sich Subjektivität im Wechselspiel unterschiedlicher „Partizipanden“ (Hirschauer 2004) in der Praxis bildet, konturiert und verändert. Subjektivität und Praktiken sind dann als ein ko-konstitutiver Verweisungszusammenhang zu denken. Allerdings scheint sich auch die praxistheoretische Debatte weiterhin im Rahmen der altbekannten Alternative zu bewegen, ob soziale Strukturen das Handeln allererst konstituieren, oder ob sie auf eine im Voraus bestimmte Individualität und deren Aktivitäten zurückgehen (vgl. den Beitrag von Matthias Kößler in diesem Band). Dies hängt nicht zuletzt damit zusammen, dass ‚Struktur‘ und ‚Handeln‘ schlechterdings nicht gleichzeitig und in gleicher Weise zu beobachten sind: Strukturen im Sinne von Mustern, die sich in historischen Kontexten formiert haben, können ausschließlich im Nachhinein identifiziert werden. Indem wir sie identifizieren, können wir etwas über die Entstehung der Bedingungen lernen, unter denen jeweils gehandelt wird. Gegenwärtig beobachtete Handlungen und Interaktionen gehören hingegen zu einer unfasslichen, im Werden begriffenen Wirklichkeit, in der Ereignisse und Erfahrungen auftauchen, deren Möglichkeit nicht aus den rekonstruierten Strukturen abzuleiten war. Sie werden deshalb auch nicht im Rekurs auf diese Muster verständlich (Boltanski 2010, 92f.).

Wie lässt sich die Genese von Subjektivität praxeologisch nachvollziehen? Wir gehen dieser Frage nach, indem wir zunächst einen methodisch-systematischen Perspektivenwechsel vorschlagen, der die Strukturiertheit wie die Kontingenz des Sozialen in den Blick bringen soll (1). In einem zweiten Schritt interessieren wir uns für den Emergenzcharakter ordnungsbildender Prozesse und dafür, wie sich

ontologisch verschiedene Entitäten – Körper, Artefakte, Dinge – wechselseitig als Teilnehmer konstituieren (2). Aufgrund der Positionalität und der Perspektivität dieses Geschehens, so lautet eine unserer Thesen, öffnen sich zwangsläufig Spielräume für heterogene Deutungen, Erwartungen und Intentionen, die als konstitutive Bestandteile von Praktiken über deren aktuelle Form hinausweisen können (3). Anschließend fragen wir danach, wie Dinge, Artefakte und Körper dazu befähigt werden, sich als Teilnehmer ins Spiel zu bringen oder als solche aufgerufen zu werden, während andere von der Teilnahme ausgeschlossen bleiben (4). Der so geschaffene analytische Rahmen dient dazu, die performative Herausbildung von Subjektivität in der Praxis zu rekonstruieren (5). Abschließend diskutieren wir das Neubeschreibungspotenzial unseres Ansatzes einer subjektivierungstheoretisch erweiterten Praxeologie für die gesellschaftspolitische Analyse von Macht und Kritik (6).

1 Methodisch-systematischer Perspektivenwechsel

Unserer Einschätzung nach koexistieren in der praxistheoretischen Debatte zwei analytisch zu unterscheidende Sichtweisen. Sie zeichnen sich durch einen je eigenen Zusammenhang zwischen der wissenschaftlichen Beobachterperspektive, der Praxiskonzeption, dem Status der ‚Handlungsträger‘, der Gewichtung von Beharrung oder Veränderung sowie ihrer impliziten Empirie (Hirschauer 2008) aus. In der einen Sichtweise werden *Praktiken* als kulturell geformte, von wiederkehrenden Mustern geprägte und damit identifizierbare Einheiten beobachtet. In der anderen Sichtweise gerät *Praxis* im Sinne von Verrichtungen in den Blick, in deren Vollzügen sich fortlaufend eine je besondere Gegenwart entfaltet, die sich vollständiger Berechenbarkeit entzieht. Dementsprechend kann unter *Praxis* ein immer nur gegenwärtiges und somit kontingentes Vollzugsgeschehen verstanden werden, das ausschließlich im Rückblick und vom Standpunkt eines Beobachters zweiter Ordnung als eine performative „Strukturierung im Vollzug“ (Volbers 2011, 142f.; ausführlicher Volbers 2014, insb. 32) rekonstruierbar ist. Mit *Praktiken* werden in der aktuellen praxistheoretischen Debatte demgegenüber typisierte und sozial intelligible Bündel nicht-sprachlicher und sprachlicher Aktivitäten bezeichnet, die in „sites of the social“ (Schatzki 2002, 63ff.) lokalisiert sind.

Entlang dieser Praxis-Konzeptionen, so unsere Beobachtung, können in der ‚Familie‘ der Praxistheorien ‚Unterfamilien‘ ausgemacht werden. Diese unterscheiden sich dadurch voneinander, dass sie den Fokus entweder auf die Gleichförmigkeit und Strukturiertheit sozialer Ordnungsbildung legen oder aber deren Unregelmä-

ßigkeit und Offenheit betonen. Praxis wird also entweder als Einheit beobachtet, die durch eine „continuity of form“ (Giddens 1979, 216) gekennzeichnet ist, oder aber als ein kontingentes Aufführungsgeschehen analysiert. Je nachdem, ob die Beobachterposition in einer ‚Theaterperspektive‘ oder einer ‚Teilnehmerperspektive‘¹ bezogen wird, erscheint Praxis entweder primär in ihrer Beständigkeit und Gleichförmigkeit oder aber in erster Linie als eine Vollzugsgegenwart voller Unsicherheit und Überraschungen. Jede dieser beiden Sichtweisen impliziert ein entsprechendes Verständnis von Handlungsträgerschaft: Wird Praxis als ein im Voraus strukturiertes Geschehen begriffen, dann haben ihre Handlungsträger den Status bloß abhängiger, dieses Geschehen routiniert am Laufen haltender Größen. Wird sie hingegen als eine von Unsicherheit, Unvorhersehbarkeit und widersprüchlichen Bedingungen gekennzeichnete Vollzugsgegenwart aufgefasst, dann treten die „lokalen Bewältigungsanstrengungen“ (Brümmer 2015, 69), Koordinations- und Reparaturleistungen der Teilnehmer im Wechselspiel von Routinen und Improvisationen (vgl. Star & Strauss 1999) in den Vordergrund. Sichtbar werden dann sowohl das in ihren Tätigkeiten sich zeigende praktische Wissen und die Kreativität, die erforderlich sind, um mit der Kontingenz der Praxis klar zu kommen, als auch die durch ihre jeweilige Positionierung bedingte Perspektive auf das gesamte Geschehen, schließlich die Tatsache, dass jede Aktion in eine ungewisse Zukunft hinein getätigt wird.

In beiden Perspektiven steht den Leistungen der jeweiligen Konzeptualisierung von Praxis ein zu zahlender Preis gegenüber: In der ersten Perspektive werden primär die Strukturierungen und Formierungen des individuellen wie kollektiven Handelns scharf gestellt. Die Beiträge der Teilnehmer bleiben hingegen unscharf. Diese Perspektive neigt dazu, Praktiken mit einer im eigenen Paradigma nicht mehr erklärbaren Kraft auszustatten, die kausal auf das Verhalten ihrer Träger einzuwirken scheint oder diese sogar als ihre Produkte hervorbringt. In der zweiten Perspektive wird dieser strukturfunktionalistischen Neigung zwar Einhalt geboten. Sie läuft jedoch Gefahr, in das andere Extrem einer subjektivistischen Erklärung der Konstitution, Veränderung oder Überschreitung sozialer Ordnung zurückzufallen, indem sie mit dem Modell eines zu Reflexion, Initiative und Kreativität befähigten Subjekts operiert, dessen Hervorbringung in praxeologischer Perspektive erst zu rekonstruieren wäre.

Wir schlagen deshalb vor, diese beiden Perspektivierungen des Sozialen nicht gegeneinander auszuspielen, sondern sie systematisch so aufeinander zu beziehen,

-
- 1 Es handelt sich insofern nicht um die Teilnehmerperspektiven selbst, sondern um deren Rekonstruktionen, als der wissenschaftlicher Beobachter auch dann, wenn er aktiv an dem von ihm untersuchten Geschehen teilnimmt, dies nicht mit dem gleichen Engagement und Interesse tut wie die anderen Teilnehmer.

dass sie sich nicht nur komplementieren, indem sie jeweils unterschiedliche Aspekte sozialer Vorgänge scharf stellen, sondern auch gegenseitig relativieren, irritieren und stimulieren (Alkemeyer & Buschmann 2015). Für beide Perspektiven bildet dann die jeweils andere den Referenzrahmen der Beobachtung. Auf diese Weise wird zum einen der Konstruktcharakter jeder Beobachtung ausgewiesen: Ein soziales Geschehen liegt nicht einfach offen zu Tage, sondern muss durch die Einrichtung einer analytischen Optik methodisch beobachtbar gemacht werden. Zum anderen kann dann jede Beobachtung reflexiv auf die je andere Perspektive bezogen werden. Im methodischen Wechselspiel aus der Draufsicht einer Theaterperspektive und der Rekonstruktion disparater Teilnehmerperspektiven verspricht dieser Ansatz eben jene ambivalente Gleichzeitigkeit von Passivität und Aktivität, Geformtwerden und Selbstformung, Einpassung und eigensinnigem Heraustreten, von Bevollmächtigung und Selbstkonstitution empirisch greifbar zu machen, die wir mit den Begriffen der Subjektivierung und der Selbst-Bildung bezeichnen.

2 Die Kontingenz der Praxis und die Ungewissheit der Praktiken

Mit der analytischen Unterscheidung von Praxis und Praktik kann in den Blick gebracht werden, wie Praktiken als wiederkehrende soziale Ordnungen in einem unvorhersehbaren Wechselspiel von Interaktionen und (Re-) Adressierungen entfaltet werden. Praktiken stellen sich dann nicht einseitig als routinierte Vollzüge dar, sondern werden als reflexive Prozesse des Ordns und Umordns der Gemengelage eines sozialen Geschehens (vgl. Hörning 2001) erkennbar: Sie formen sich als je besondere Praktiken (eine Vorlesung halten, Fußballspielen etc.) in der situationsgebundenen Eigendynamik der Praxis aus, in der verschiedene Partizipanden – Körper, Räume, Objekte, Regeln, Sprache usw. – in einem fortlaufenden Prozess wechselseitig sich veranlassender wie limitierender verkörperter Aktionen (Alkemeyer 2008) eine figurative Beziehung (Elias 1996) hervorbringen.

In diesem Wechselspiel gegenseitiger Bezugnahmen und Impulsgebungen konkretisiert sich eine bestimmbare praktische Ordnung: Die Bedeutungen der einzelnen Aktionen realisieren sich performativ, indem sie im „Rahmen“ (Goffman 1980) der sich entfaltenden Praktik als ein bestimmtes Tun (ein Manuskript vortragen, aufs Tor schießen etc.) verstanden und aufgegriffen werden.² Praktiken

2 In diesem Sinne haben Praktiken – darauf hat, wie Rahel Jaeggi (2014, 99) hervorhebt, bereits John Rawls lange vor dem gegenwärtigen „sozialtheoretischen Siegeszug der

strukturieren³ sich mithin durch die reflexive Selbstbindung der Praxis in der Zeit: „Zug um Zug und Schritt für Schritt“ (Scheffer 2008) werden Möglichkeitsräume für weitere Aktionen abgesteckt und normative Erwartungen sowie implizite Anforderungen für das weitere Tun ausgewiesen. Die Praktiken übernehmen nur insofern ‚die Regie‘, als sie die einzelnen Aktionen im Sinne eines selbstreferentiellen Bedeutungszusammenhangs übergreifen. Im Wechselspiel dieser Aktionen formen sich sowohl die Strukturen der jeweiligen Praktik (die Bedingungen, die das Handeln präfigurieren und ermöglichen, indem sie sich wiederholen) als auch ihre Subjekte aus – einschließlich der jeweils auf die Praktik eingestellten Intentionen, Aufmerksamkeiten, Empfindlichkeiten und Wahrnehmungen. Das Subjekt wird also nicht als ein der Praxis vorgängiges Aktionszentrum konzeptualisiert, sondern als eine Verkörperung (an)erkannter Teilnahmefähigkeiten.

Als solchermaßen sich strukturierende und strukturierte Einheiten werden praktische Vollzüge allerdings nur aus der Draufsicht einer Theaterperspektive erkennbar. Der Beobachterblick entspricht in diesem Fall der Kameraeinstellung der Totalen: Sie gewährt einen Über-Blick über das Geschehen und setzt das Tun der Agierenden zugleich als eine abhängige Größe in Szene. Um die Vollzüge von Praktiken dagegen in ihrer Kontingenz und Unsicherheit erfassen zu können, müssen sie gleichsam von innen heraus aus den Teilnehmerperspektiven beobachtet werden. Erst dann wird jede individuelle Aktion als eine Art Vorschlag sichtbar, dessen Beantwortung ungewiss ist. Damit kommt auch in den Blick, was an der Praxis eventuell beunruhigt, weil es sich unmittelbarem Verstehen entzieht und deshalb nicht durch den Vollzug von Routinen zu bewältigen ist, sondern kreative Anpassungsleistungen verlangt, die dem eigenen Handeln zugleich neue Möglichkeitsräume eröffnen.

Kurzum: Während aus der Theaterperspektive die Regelmäßigkeit und Strukturiertheit von Praktiken in den Blick treten, erscheint die Praxis aus den rekonstruierten Teilnehmerperspektiven als ein unsicheres Geschehen, dessen Kontingenz von den Teilnehmern situativ bewältigt werden muss. Mit dem Wechsel der

Praxistheorien“ aufmerksam gemacht – einen „*stage-setting character*“. Das bedeutet, dass bestimmte Dinge nur vor dem Hintergrund sozial etablierter Praktiken überhaupt möglich sind und dass sich Intentionen ausschließlich vor diesem Hintergrund ausformen. Zwar kann man bspw. auch ohne einen Hörsaal irgendetwas mehr oder minder Interessantes vor sich hin reden, und ebenso gut kann man auch ohne die Praktik des Fußballspielens irgendwo in der Landschaft Bälle umherschießen, jedoch gilt das jeweilige Tun als ‚Vortrag halten‘ oder ‚ein Tor schießen‘ nur dann, wenn es die Praktiken des Vortraghaltens und des Fußballspielens mit ihren jeweiligen sozio-materiellen Settings, Utensilien und Regelmäßigkeiten gibt.

- 3 Eine solche Strukturierung durch sequentielle Selbstbindung erläutert Schneider (2008) für die Systemtheorie.

Beobachtungsperspektiven wird sichtbar, dass die im gemeinsamen Tun erzeugten Ordnungen und Teilnehmerschaften einen wechselseitig konstitutiven Zusammenhang bilden. Dieses Konstitutionsverhältnis lässt sich mit der Metapher des Spiels verständlich machen. Mit der „Heuristik des Spiels“ (Schmidt 2012, 38-43) knüpfen wir an Bourdieu dort an, wo er Improvisationen des täglichen Lebens – und nicht Praktiken im Sinne strukturierter Einheiten von Aktivitäten – als gesellschaftliche Praxis versteht (Bourdieu 1999).⁴ Damit kann Ordnungsbildung ohne ontologisierende Gegenüberstellung von Struktur und Praxis erklärt werden: Die Regelmäßigkeit von Spielen beruht nicht auf vorgängigen Strukturen, sondern wird in der Praxis als eine konkrete Strukturierung durch die Spieler selbst erzeugt (Bourdieu 1979, 184).⁵ Die Aufmerksamkeit wird somit auf die wechselseitige Produktion des Spiels und seiner Spieler gelenkt, die nur insoweit gelingt, als es Teilnehmer gibt, die bereit und fähig sind, sich körperlich, kognitiv und affektiv als Spieler in ein Spiel engagieren zu lassen.⁶

Indem man den Spielern in ihrem praktischen Engagement gleichsam über die Schultern schaut, richtet sich die Aufmerksamkeit darauf, wie sich ihnen das praktische Geschehen als eine je konkrete Situation darstellt: Mit welchen Anforderungen sind sie konfrontiert, welche Spielräume erkennen und nutzen sie, welche Ressourcen und Handlungskompetenzen stehen ihnen situativ zur Verfügung, welche Referenzen und Verbindungen stellen sie in ihrem Tun her? Zudem kann danach gefragt werden, welche Deutungsrahmen sie ins Spiel bringen, wenn sie durch ihre Spielzüge dem Geschehen eine bestimmte Richtung geben und dadurch neue Möglichkeiten für Anschlusshandlungen öffnen und andere verschließen – und wie sie sich dabei für andere Teilnehmer anschlussfähig machen.

4 Allerdings tendiert auch die Spielmetapher dazu, eine weitgehend harmonische Entfaltung von Praxis zu suggerieren, die wir gerade kritisch befragen wollen, indem wir unser Augenmerk auch auf die Konflikthaftigkeit und Widersprüchlichkeit von Praxis legen: Wir fassen ‚Spiel‘ ausdrücklich nicht als ein rein harmonisches, sondern auch als ein von Dissonanzen, Konflikten und Kontroversen gekennzeichnetes Geschehen auf.

5 In eine ähnliche Richtung gehen auch die Spielmodelle und das Figurationskonzept von Elias (1996), der in Figurationen einen dynamischen Verflechtungszusammenhang aufeinander bezogener Spielzüge sieht, der von keinem einzelnen Spieler vollkommen zu kontrollieren ist. Er geht darin weder von einem methodologischen Primat des Spiels vor den Spielern noch der Spieler vor dem Spiel aus, sondern er begreift Spiele und ihre Spieler als Emergenzphänomene (vgl. Albert 2013). Allerdings neigt ähnlich wie der Spiel- auch der Figurationsbegriff dazu, alles das zu de-thematisieren, was sich der Verflechtung entzieht oder ausgeschlossen wird: unpassende Entitäten, disagggregierende Momente usw. (Breuer 1992).

6 Darauf verweisen die Begriffe des Interesses, der *illusio* und der *libido* (Bourdieu 2001).

Im Licht der Spielheuristik bilden soziale Ordnungen kein starres System, sondern werden als ein dynamischer Verflechtungszusammenhang aufeinander bezogener Spielzüge begriffen. Die in einem solchen Spiel entstehenden Verflechtungszusammenhänge können von keinem einzelnen Spieler vollständig beherrscht werden. Um ‚kompetent‘ am Spiel teilnehmen zu können und im Spiel zu bleiben, müssen sich die Spieler in ihrem Denken und Handeln fortlaufend auf sich verändernde Spielkonstellationen einstellen – und zwar auf Spielkonstellationen, die sie selber durch ihr Tun erzeugen. Genau darin liegt die Kontingenz der Praxis.

Innerhalb dieses wechselseitigen Erzeugungsverhältnisses von Spiel und Spielern müssen die Spieler ihr Tun beständig in eine Form bringen, die von allen am Spiel beteiligten Akteuren als spieladäquat erkannt und anerkannt wird. Nur dann nämlich, wenn das eigene Handeln für andere Teilnehmer verständlich ist, sind Anschlusshandlungen möglich. Die Unterschiede zwischen verschiedenen Praktiken bestehen darin, dass sich die Formen, denen sich das Verhalten jeweils ‚unterwerfen‘ muss, um anschlussfähig zu sein, mehr oder weniger deutlich unterscheiden. Das bedeutet, dass die Ausformung von Mitspielfähigkeit immer auch eine politisch-normative Dimension enthält: Es genügt nicht, etwas nur funktional angemessen zu tun, das Tun muss vielmehr auch in einer als angemessen akzeptierten Form vollzogen werden. Diese Form ergibt sich jedoch erst, indem sich unterschiedlich positionierte Teilnehmer aufeinander einspielen (was auch misslingen kann).

Eine als intelligibel akzeptierte Vollzugsform wird also nicht nur ‚von oben‘ durchgesetzt, etwa durch machtvollen Institutionen, sondern auch dadurch, dass sich die Beteiligten im Vollzug eines Spiels gegenseitig zeigen, was innerhalb des Spiels geht und wie es gemacht wird. Sie tun dies keineswegs nur explizit durch sprachliche Zurechtweisungen, sondern ebenso durch kurze Blicke oder unscheinbare Gesten, die von außen schnell übersehen werden. Hier zeigt sich die Reflexivität der Praxis: Indem mitkommuniziert wird, welche Anschlusshandlungen voneinander erwartet werden und welche nicht, entfalten die aneinander ausgerichteten Spielzüge eine normative Dimension, die der Praxis zwar nicht ihre Kontingenz nimmt, aber doch eine erkennbare Richtung gibt. Statt eines routinierten Ablaufs treten so die von Konflikten, Brüchen, Machtrelationen, Bewertungen und Ausschlüssen gekennzeichneten Prozesse der Abstimmung in den Blick. Die Teilnehmer etablieren in ihrem Tun ein normatives Geflecht hinweisender wie zurechtweisender Adressierungen und Re-Adressierungen. In diesem Geflecht lernt jeder Einzelne nach und nach, sich an den verschiedenen Erwartungen und Anforderungen einer Praktik zu orientieren, sich zu positionieren und in der Ordnung des Spiels zu halten. Weil auf diese Weise aber kein unumstrittener und endgültiger, sondern ein immer nur vorläufiger Orientierungs- und Deutungsrahmen für das Handeln

erzeugt wird, kann in diesem Prozess auch die Ordnung des Spiels einen Wandel durchlaufen, zur Disposition gestellt oder gänzlich verworfen werden.

3 Multipositionalität und Multiperspektivität

Versteht man Praktiken als ein reflexiv sich strukturierendes soziales Geschehen, kann man nicht voraussetzen, dass sie ihre Teilnehmer über einen bereits bestehenden *common sense* inkludieren, sondern muss von der Konflikthaftigkeit dieses Geschehens ausgehen. Diese ist bereits dadurch bedingt, dass die Teilnehmer *als Körper* in eine Praktik engagiert sind und sich als körperliche Wesen aktiv engagieren. Deshalb nehmen sie unweigerlich eine je bestimmte raum-zeitliche Position (Boltanski 2010) ein, die ihnen eine nicht hintergehbare Perspektivität auf das Geschehen verleiht: Jeder sieht sich an seiner Position mit eigentümlichen Anforderungen und (normativen) Erwartungen konfrontiert und erkennt in Situationen je spezifische Konstellationen, die er auf seine Weise als „Situationspotenzial“ (Jullien 1999) für Anschlusshandlungen nutzen kann. Positionalität und Perspektivität sind jedoch nicht allein durch die physische Existenz der Teilnehmer gegeben. Vielmehr werden Körper in ihrer eigentümlichen, historisch gewordenen und erlernten Disponiertheit aufgerufen und lassen sich so für eine Teilnahme in der Praxis engagieren. Während in einer Theaterperspektive ausschließlich die Multipositionalität eines Spielgeschehens erkennbar wird, gerät mit den ethnografischen Über-die-Schulter-Einstellungen auch seine Multiperspektivität in den Fokus: Statt der ‚Choreographie‘ eines wie von magischer Hand organisierten ‚Kollektivkörpers‘ werden die spezifischen Aufgaben, Probleme und Schwierigkeiten sowie die partikularen Interessen und Handlungsmöglichkeiten erkennbar, die sich aus dem jeweiligen – durch die körperliche, mental-sprachliche und personale Situiertheit (Holzkamp 1995, 253ff.; Bourdieu 2001, 168ff.; Boltanski 2010, 95) gekennzeichneten – Standpunkt ergeben.

In den verschiedenen Einstellungen zeigt sich, dass ein ‚von oben‘ als kollektive Praktik oder „Gesamthandlung“ (Mead 1995) erscheinendes Geschehen vom Blickpunkt jedes einzelnen Teilnehmers anders wahrgenommen, beurteilt und beantwortet wird – mit einem je besonderen Interesse und Engagement, einer jeweiligen Einstellung zum und Bindung an das Geschehen. Das gemeinsame soziale Spiel erweist sich aus der Teilnehmersicht nicht als ein abstrakter „verallgemeinerter

Anderer“ (ebd.),⁷ sondern als eine unvorhersehbare Abfolge von Situationen, die sich durch je konkrete raum-zeitliche Konstellationen von Körpern und Dingen mit einer je spezifischen Bedeutung und Relevanz für das Handeln auszeichnen. Jede dieser Situationen stellt die Beteiligten vor eine spezielle Aufgabe, erfordert von jedem eine bestimmte Konzentration, Gespanntheit und Aufmerksamkeit und eine individuell situierte Antwort. Was eine Praktik zusammenhält, ist die stets mitlaufende interaktive Hervorbringung von Deutungsrahmen, die ihre praktische Relevanz dadurch gewinnen, dass sie ins Spiel gebracht werden, mehr oder weniger Möglichkeiten für Anschlussverhalten bieten und dabei reproduziert, modifiziert oder verworfen werden.

In ihren wechselseitigen Adressierungen etablieren die Teilnehmer zugleich Machtrelationen, die sie in einer sozialen Hierarchie positionieren (Alkemeyer et al. 2010). Ihre Aktionen entfalten einen konkreten Aufforderungscharakter, indem sie implizit oder explizit bestimmte normative Erwartungen mitkommunizieren (Rouse 2007) und intelligibel machen, was als kompetente Reaktion anerkannt oder kritisiert werden kann (Schmidt 2008, 131). Es handelt sich insofern um *politische* Vorgänge, als die Adressierungen von unterschiedlichen (Macht-)Positionen aus erfolgen. Sie gehen nicht nur mit der Ausbildung eines praktischen Sinns für die Funktionalität einzelner Operationen und Handlungen, sondern auch eines sozialen Sinns („*sense of one's place*“ bei Goffman) einher, der sich auf das beurteilende Erfassen von sozialen Abständen sowie des eigenen Ortes in einem Gefüge relationaler Positionen richtet.

Diese machtvollen Adressierungen und Aufrufe, durch die sich die Teilnehmer interaktiv mit situationsgebundenen Handlungsmöglichkeiten ausstatten, diese aber auch begrenzen, untersuchen wir über die relationale Kategorie der *Befähigung*. Mit diesem Begriff möchten wir die grundsätzliche Heteronomie des Erwerbs und der Aufführung von Teilnahmekompetenzen zum Ausdruck bringen und betonen, dass Teilnehmer erst in ihrer figurativen Einbindung in der Praxis als Träger von Fähigkeiten und Kompetenzen an-erkennbar werden: Befähigt zu sein bedeutet dann, sowohl in die Lage versetzt zu werden als auch in der Lage zu sein, den Anforderungen der Praxis zu entsprechen.⁸ Erst indem sich im Wechselspiel der

7 Mead gewinnt das Konstrukt des „generalized other“ durch den ‚Trick‘, die Spieler aus ihren materiell-körperlichen Interaktionen zu isolieren (vgl. Gebauer & Wulf 1998, 206).

8 Mit der Einführung des Begriffs der Befähigung möchten wir vermeiden, den Teilnehmern Handlungsfähigkeit als eine präpraktische Grundeigenschaft zu unterstellen. Unterstrichen wird damit, dass sie erst in ihrer Teilnahme am sozialen Geschehen als Träger von Fähigkeiten in Erscheinung treten und sich damit als ‚kompetent‘ erweisen. Überdies lässt der Begriff der Befähigung offen, ob es sich um Kompetenzen handelt, die den Teilnehmern ‚tatsächlich‘ zukommen, oder um Zuschreibungen in Formen

Praxis denken

Konzepte und Kritik

Alkemeyer, Th.; Schürmann, V.; Volbers, J. (Hrsg.)

2015, VI, 244 S., Softcover

ISBN: 978-3-658-08743-2